Zeitschrift: Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Herausgeber: Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Band: 18 (1946-1947)

Artikel: Der Wald am Kaisereggmassiv

Autor: Jungo, Joseph

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-956589

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Wald am Kaisereggmassiv,

von Joseph Jungo.

Der Wanderer, der an einem warmen Sommertag den steilen Weg vom Schwarzsee nach dem Kaiseregg hinansteigt, freut sich nach Überschreiten des Brückleins über den Riggisalpbac hin den Schatten breitastiger Tannen zu tauchen, die ihm das Geleit geben bis er oben beim Hürlisbodentürli in die freie Weide hinaustritt. Und wenn er dann von der Höhe des Kaisereggschlosses hinunterblickt, begegnet sein Auge neben den saftigen Weiden, die zu den schönsten des Kantons gehören, dem dunklen Grün der Nadelwälder, die sich in der glatten Fläche des Sees spiegeln und diesem den Namen gegeben haben. Verwundert schaut er dann aber rückwärts hinunter in die Kaisereggalp, auf der zwischen karrenartigen Kalkfelsen wohl ein schmackhaftes Weidegras spriesst, in der aber keine einzige Baumgruppe, ja nicht einmal eine vereinzelte Wettertanne dem Sömmerungsvieh Schutz gegen Sturm und Hagel bietet.

Der Kaiseregg selber ist wenig oder gar nicht bewaldet. Wenn wir daher von der Bewaldung des Kaisereggmassivs sprechen wollen, so müssen wir reichlich weit hinuntersteigen, dahin wo der breitspurige Riese mit seinen genagelten Bergschuhen auf dem «Boden» steht, das heisst bis an die Ufer des Schwarzsees auf der einen und bis zum Schönenboden auf der andern Seite.

Zwei grössere geschlossene Waldkomplexe bedecken die Füsse unseres Riesen. Knapp ob dem Seeufer, da wo das Bächlein vom obern Stahlen (der Kartograph schreibt zwar «Stalden») an der

Grotte vorbeifliesst um, wie ein grosser Strom, sein Delta in den See hinauszuschieben, beginnt eine Waldzunge, die sich bergansteigend zum *Stahlen- oder Riggisalpwald* weitet. An seinem untern Rande durch die Weiden und Mähwiesen der verschiedenen Stahlen launenhaft unregelmässig begrenzt, reicht er im Norden an den Riggisalpbach, im Südwesten an den Nüschelsbach, und oben mit seinen Ausläufern an die Kuppe des Stahlenhubels und hinein in die flachen Weiden der Riggisalp.

Oberhalb des Schönenbodens, jenseits des Sattels der Salzmatt, breitet sich der *Schönenboden- oder Geissalpwald* aus. Beginnend im Osten am Schönenbodenrain umhüllt er den gewölbten Rücken oberhalb der Schönenbodenhütten, bedeckt dann die beiden Ufer des Geissalpbaches am Fusse von Steiners Hohberg und steigt hangaufwärts in die steilen Holzersflühe bis ans Hohmattli. Längs der Geissalpbäche sendet er seine Ausläufer bis in die Gegend von Fendershaus, Grubenhaus und Grossriedershaus.

Einen weitern mehr oder weniger geschlossenen Waldbestand treffen wir im südlichen Teile der Geissalp, dem Fusse der Schwarzen Fluh vorgelagert. Auf der Karte trägt dieser Wald den Namen « Schachenholz », in der Gegend nennt man dieses Gebiet gewöhnlich jedoch « d'*Hundshuble* ». Der Name Schachenholz lässt sich etymologisch dadurch erklären, dass unsere Oberländer ein kleines Wäldchen « a Tschache » und eine aus mehreren Bäumen zusammengesetzte Gruppe « as Tschachli » nennen. Dieser zwischen 1500 und 1640 m. ü. M. gelegene Bestand nähert sich schon der obern Waldgrenze und trägt mit seiner lockern, stellenweise in dichte Gruppen aufgelösten Verfassung schon ausgesprochenen Gebirgswaldcharakter.

Einzelne « Tschachleni » und alleinstehende Schärmtannen stellen in östlicher Richtung die Verbindung mit dem lockern Waldmantel der steilen *Zibegg-Hänge* dar, während sich der Wald von den « Hundshuble » aufwärts gegen die Riseten der Schwarzen Fluh hin in kurze, von Steinschlag und Schneelawinen immer und immer wieder niedergekämpfte struppige Strauchfichten auflöst.

Ein paar kleinere und grössere Tschachen und eine Anzahl alleinkämpfende Wettertannen zieren den Hang zwischen den *Hürlisbodenhütten* und dem die Bezirksgrenze bildenden Marchgra-

ben, sowie den steilen *Riggisalpritz* zwischen dem Marchgraben und der Ritzhütte. An diesen Steilhängen handelt es sich um ausgesprochenen Schutzwald gegen den abgleitenden Schnee und gegen eigentliche Lawinenbildung.

Abgesehen von zwei gleichaltrigen Rottannenpflanzungen auf ehemaligen Kahlschlagflächen, die eine beim Schönenboden und die andere in der Nähe der Grotte beim Schwarzsee, haben wir es bei all diesen Wäldern mit *ursprünglichen Naturbeständen* zu tun, die glücklicherweise von der um die letzte Jahrhundertwende auch bei uns herrschenden Kahlschlagseuche verschont geblieben sind. Die der Natur abgeschaute, hier einzig richtige *ungleichaltrige Wirtschaftsweise* ist in den letzten Jahrzehnten wiederum Grundsatz geworden und geblieben.

Zu bedauern ist nur, dass ein Teil dieser Wälder auch heute noch dem *Weidgang* offensteht. Durch alljährliches Abfressen der Knospen und Triebe schaffen *die Ziegen* die kegelförmigen «Geisstannli», die aussehen als ob sie vom Stadtgärtner mit der Baumschere zugeschnitten wären, und die oft im Alter von 50 Jahren noch nicht mannshoch sind. Ausserdem benagen sie an den Rottannen im Stangenholzalter oft die Rinde oder reissen gar ganze Rindenfetzen ab; diese Wunden sind Eintrittspforten für die Pilze und führen fast ausnahmslos zur Stammfäule. Der Schaden des *Grossviehs* ist weniger augenfällig, aber deswegen nicht weniger gross. Durch den Tritt der weidenden Tiere werden keimende Verjüngungen vernichtet. Zudem wird der Boden verhärtet und verliert sein für ein gutes Gedeihen des Waldes unerlässliches Lockergefüge. Endlich werden die an der Bodenoberfläche dahinstreichenden Rottannenwurzeln durch den Tritt verletzt, wodurch gleich wie bei Stammbeschädigungen den Fäulnispilzen Eintritt verschafft wird.

Wenn wir diese Schädigungen dem wirtschaftlichen Nutzen des Waldweidganges gegenüberstellen, so kommen wir zum Schlusse, dass die Nachteile die geringen Vorteile bedeutend überwiegen. Der Futterwert der paar Schattenpflanzen, die das Vieh in mühsamer Wanderung im Walde zusammensuchen muss, ist ausserordentlich gering und wiegt die Anstrengung des Herumwanderns kaum auf. In Erkenntnis dieser Tatsachen haben sich denn auch schon zahlreiche einsichtige Waldbesitzer dazu bewegen lassen, ihren ge-

schlossenen Wald gegen den Weidgang abzuzäunen, wobei wohlverstanden dem Vieh auf der Weide der nötige Schutz in Form von Schärmtannen belassen werden muss. Auf diese Weise lassen sich die Interessen der Alp- und der Waldwirtschaft bei gegenseitigem Verständnis sehr wohl aufeinander abstimmen.

Wirtschaftlich sind diese Wälder mit den angrenzenden, den gleichen Besitzern gehörenden Weiden verbunden. Sie liefern in erster Linie dem Alpbetrieb das nötige Holz für Zaun- und Hüttenunterhalt sowie für die Küche. Daneben werfen sie aber den Besitzern ansehnliche Beträge aus den Holzverkäufen ab. Die Erlöse aus den Holzschlägen waren zwar zu Zeiten tiefer Preise äusserst bescheiden, da die Rüstungs- und Transportkosten in den Bergen immer hoch sind; bei der gegenwärtigen Marktlage sind jedoch die Verhältnisse wieder besser, sodass sich das Holzen heute auch in abgelegenen Gebirgswaldungen wiederum etwas besser bezahlt macht.

Übrigens sind die in den Krisenjahren in den Gebirgswaldungen aufgespeicherten Holzreserven heute für die Versorgung des Landes mit diesem kostbaren Rohstoff äusserst wertvoll und willkommen. Die Tatsache, dass die Pflichtlager aus diesen Waldungen im Herbst 1941 zur Versorgung der Stadt Basel und im Herbst 1942 zur Belieferung des Gaswerkes der Stadt Bern dienen mussten zeigt, dass der Gebirgswald nicht nur zum Vergnügen des Naturfreundes wächst, sondern dass er in Notzeiten ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für das Land darstellt.

Vor Zeiten muss das Köhlerhandwerk in diesen Wäldern geblüht haben, findet doch der aufmerksame Beobachter noch da und dort ehemalige *Kohlplätze*. Es sind dies künstlich geebnete, meist rundliche Plätze mit 3-4 m. Durchmesser, deren Boden durch eine Brandschicht mit Kohlenrückständen gekenntzeichnet ist. Sehr oft ist die Brandschicht von einer seither gebildeten Humuslage überdeckt. Ein solcher Kohlplatz liegt am Riggisalpgässli, etwas oberhalb des Brückleins, das den Wanderer über den Riggisalpbach führt, da wo der Weg einen Bogen nach links schlägt und steil anzusteigen beginnt. Die Brandschicht ist hier noch deutlich sichtbar.

Das Wachstum der Wälder nimmt mit zunehmender Höhe über Meer ab, da die Vegetationszeit in den Bergen kürzer ist als

im Flachlande. Während die Bäume im Flachlande Jahrringe von 5 mm und mehr ansetzen, sind die Jahrringe in diesen Berglagen nur etwa 2-3 mm breit. Dieses feinjährige Bergholz ist in der Bau- und Möbelschreinerei sehr gesucht. Zudem gibt es haltbare Schindeln für die Bedachung der Alphütten, hat doch ein gutes Schindeldach eine Lebensdauer von wenigstens 50 Jahren. Der jährliche Zuwachs dürfte in den untern Lagen noch 6-7 m^3 pro Hektare betragen, um dann gegen die obere Waldgrenze hin auf 2-3 m^3 zu sinken.

Die Kaisereggwaldungen setzen sich aus verschiedenen *Holzarten* zusammen. Die Hauptholzart ist die *Fichte* oder *Rottanne* (picea excelsa Link). Sie stellt wohl 90 % der Bestände dar und zeigt sich in verschiedenen dieser Holzart eigenen Spielarten. Sehr häufig treffen wir die *Hängefichte* mit normal ausgebildeten Hauptästen und von diesen senkrecht herabhängenden dünnen Sekundärzweigen; diese Spielart wird, wenn sie nicht zu astig ist, von den Dachdeckern bevorzugt, da ihr Holz gut spaltet. In den höheren Lagen finden wir gelegentlich auch die *Säulenfichte* mit kurzen, leicht abwärts gebogenen Hauptästen, die reich verzweigte, aber kurze, buschige Seitentriebe tragen. Endlich treffen wir unter den Schärmtannen nicht selten die Spielart der *Zizenfichte*, deren Astansätze am Stamm zu zizenförmigen Anschwellungen ausgebildet sind. Neben diesen auf innere Veranlagung zurückzuführenden Spielarten finden wir auch verschiedene Wuchsformen, die durch äussere Beeinflussung verursacht werden, wie die schon erwähnten *Geisstannen* (Ziegenverbiss), die *Kandelaberfichten* (senkrecht aufgerichtete Seitenäste, die wie selbständige Bäume aussehen, meist infolge Bruches des Hauptgipfels), und die *Harfenfichte* (durch Schneedruck niedergelgter aber mit den Wurzeln noch im Boden verankerter Stamm, von dem sich eine Anzahl Seitenäste als Tochterbäume senkrecht aufrichten).

Da ihr der Standort zusagt, erreicht die Fichte hier oft ein sehr hohes Alter. Auf den «Hundshuble» wurde vor einigen Jahren eine 250 jährige Fichte mit hoch angesetzter Kandelaberform gefällt, die einen Inhalt von 23 m^3 hatte. Das dürfte wohl die grösste Fichte der Kaisereggwaldungen gewesen sein. Sie wurde zum Fällen angezeichnet, weil sie vom Gipfel herunter abzudorren begann; doch war sie auf dem Stock fast vollkommen gesund.

In den untern Lagen bis ungefähr 1500 m ü. M. gesellt sich zur Fichte *die Weisstanne* oder Edeltanne (Abies alba Miller, Abies pectinata D. C.). In geschlossenen Beständen zeigt sie schlanke, vollholzige Stammformen, wogegen sie sich im Freistande, ähnlich der Fichte, in die Breite entwickelt und gelegentlich auch Kandelaberform annimmt. Am Weg vom Schönenboden nach der Geissalp, etwas unterhalb Fendershaus, wurde vor einigen Jahren die schönste Weisstanne der Gegend leider gefällt. Sie hatte ein Alter von 350 Jahren erreicht, und ihr erster Trämel soll bei einer Länge von 3 m einen Inhalt von 6 m^3 gehabt haben. In unmittelbarer Nähe dieses Standortes stehen heute noch einige sehr alte Weisstannen, die wohl kleiner sind, aber kaum viel jünger als ihre gefällte Schwester sein mögen. Mit ihrer dicken, von Moosen und Flechten bewachsenen Borke erinnern sie an Bilder aus dem kalifornischen Urwald. Diese Bäume werden als Denkmäler aus vergangenen Jahrhunderten sorgsam gehütet.

Eine dritte autochthone Holzart, *die Arve* oder Zirbelkiefer (Pinus cembra Linné) gedeiht in einzelnen Exemplaren auf der Zibegg und, weiter östlich, auch auf dem Gantrischritz und gegen das Goldloch hin. Diese Standorte gehören zu den letzten Ausstrahlungen der sonst in den Zentralalpen heimischen Holzart. Das nächste natürliche Arvenvorkommen in den Freiburgeralpen ist jenes im Stillwasserwald, am Fusse der Gastlosen. Die Arve ist eine edle Holzart unserer Hochalpen. Im Wallis und im Bündnerland bildet sie die oberste Waldgrenze auf Meereshöhen von 2300 und 2400 m. Sie soll dort bis tausendjährig werden. Ihre Fähigkeit, allen Stürmen zu trotzen und ungeachtet von Schnee- und Windbruch immer wieder grüne Zweige auszutreiben, solange noch eine lebensfähige Wurzel die Nahrung aus dem felsigen Boden herbeischaffen kann, macht sie zum Symbol der unbeugsamen Kraft unserer Berge.

Unsere Kaisereggarven sind nur mittelgrosse und kleinere Bäume. Der Wanderer erkennt sie an ihren langen, föhrenähnlichen, bläulichgrünen Nadeln, die in Büscheln von fünf Stück beisammen am Zweige stehen. Trotz ihrer Zähigkeit hat die Arve ein weiches Holz, das sich zu Schnitzereien und zur Herstellung von hölzernen Milchgeschirren gut eignet. Bekannt sind die schönen Arventäfer

mit den dunkelbraunen Ästen in den Bündnerstuben. Man behauptet, dass früher gelegentlich Arvenholz ins Simmental hinüberwanderte um dort zu Melkkübeln verarbeitet zu werden. Diese interessante Holzart bedarf des unbedingten Schutzes, sonst läuft sie Gefahr, aus dem Kaisereggebiet zu verschwinden.

Die Laubhölzer sind in den untersten Lagen des Stahlenwaldes durch *die Buche* vertreten (Fagus silvalica Linné). Während sie in der Gegend des Stahlenloches und des Unter-Bödeli noch schlanke Stammformen entwickelt, wird sie mit zunehmender Höhe immer kürzer und knorriger, um bei 1250 m herum ganz zu verschwinden.

Der Bergahorn (Acer pseudoplatanus Linné) ist der verbreitetste Laubbaum der Kaisereggwälder. Er tritt als Beimischung zu den Nadelholzbeständen einzeln oder gruppenweise auf und bildet dort lange, schlanke Stämme (im Stahlen), oder gedeiht im Einzelstand auf den Alpweiden, wo er auf kurzem Stamm eine breitausladende Krone entwickelt. In dieser freistehenden, stämmigen Form ist er ein wahrer Schmuck der Landschaft, und kein Freund des Muscherenschlundes könnte sich die stotzige Weide am Schönnenbodenrain ohne ihren herrlichen Ahornschmuck vorstellen. Ähnlich wie die Arve hat auch der Bergahorn ein äusserst zähes Ausschlagsvermögen, und mancher Baum trägt noch eine mächtige grüne Krone, wenn schon sein Stamm im Innern ausgehöhlt ist und der Lebenssaft nur mehr durch eine dünne Schwarte emporsteigt.

Laubbäume zweiter Grössenordnung sind die Sorbusarten. Sie sind vereinzelt vertreten durch den *Vogelbeerbaum* oder die gemeine Eberesche (Sorbus aucuparia Linné). Der Vogelbeerbaum trägt paarig gefiederte Blätter, ähnlich jenen der Esche, im Frühjahr weisse Blüten und im Herbst doldenartig angeordnete rote Beeren, die den Vögeln wohl schmecken. *Der Mehlbeerbaum* (Sorbus aria Crantz) dagegen hat eiförmige, am Rande doppelt gesägte Blätter, die oberseits glänzend grün unterseits weisslich und filzig sind. Seine roten Beeren sind grösser als jene des Vogelbeerbaumes.

Zu den Bäumen dritter Grösenordnung oder eigentlich schon zu den Sträuchern gehören die Erlen. In den Stahlen gedeiht bis auf etwa 1400 m ü. M. *die Weisserle* oder Grauerle (Alnus incana)

längs den Bachläufen und auf vernässten Stellen der Weiden. Ihre Rinde ist glatt und silbergrau, ihre Blätter sind eiförmig, am Grunde etwas abgeflacht, am Rande doppelt gesägt. Die Grün- oder *Alpenerle*, auch Drosle genannt (Alnus viridis D. C.) bildet einzelne niedere, etwa 2 m hohe biegsame Sträucher an den schattigen Nordhängen zwischen den Metzgertritten und der Zibegg. Wenn es sich bei diesen Droslensträuchern auch nicht mehr um Wald im landläufigen Sinne handelt, so gehört die Alpenerle als wertvolle Pionier- und Schutzholzart der Vollständigkeit halber doch auch in den Begriff der Bewaldung. Die Blätter der Alpenerle sind kleiner als jene der Weisserle, ebenfalls eiförmig, spitz und doppelt gesägt, dazu klebrig anzufühlen.

Wir haben nun gesehen, wie sich die Holzartenzusammensetzung mit der Höhenlage verändert. Wenn wir vom Schwarzsseufer durch den Stahlenwald hinaufsteigen, bleibt zuerst die Buche zurück, dann die Weisserle und schliesslich auch die Weisstanne. An der *obern Waldgrenze* treffen wir nur mehr die Rottanne, die Arve, die Alpenerle und vereinzelt auch einen verkrüppelten Ahorn oder einen Vogelbeerstrauch. Das Aufhören der Waldvegetation an der obern Waldgrenze ist durch die Rauhheit des Klimas bedingt. Diese Waldgrenze liegt im Engadin unter dem Einfluss der Massenerhebung auf ungefähr 2400 m ü. M. In den Voralpen sinkt sie bedeutend tiefer herab. Im Kaiseregg-Gebiet liegt die Grenze der geschlossenen Waldgruppen um 1700 m herum (Riggisalpritz, Zibegg), wobei Einzelbäume noch bis auf 1750 m ansteigen. In den Holzersflühen, am Nordhang des Hohmattli, reicht der zusammenhängende, allerdings schon ziemlich lückige Wald bis in eine Höhe von 1750 m.

Nehmen wir nun die Siegfriedkarte aur Hand, so sehen wir, dass der tiefstgelegene Teil der Kaisereggalp oberhalb des hintern Walopseeli, auf 1700 m liegt, also ungefähr an der obern Waldgrenze. Damit ist die so oft gestellte Frage beantwortet, warum die Kaisereggalp so kahl und jeden Waldschmuckes bar daliegt.

Niemand weiss den *Segen des Waldes* so sehr zu schätzen wie die Hirten drüben im Kaiseregg, die jeden Zaunstock und jedes Scheit Brennholz, und wie die Zimmerleute, die jeden Balken, jeden Brügiladen und jeden Schindeltotzen in mühsamen Gängen,

der brennenden Sonne ausgesetzt, von der Geissalp über den Kaiseregg hinübertragen müssen. Und wenn mitten im Sommer in den Felsen droben die « Flühmannleni » heulen und damit nach der Sage einen Wetterumschlag ankünden, und wenn dann am folgenden Morgen der Neuschnee am Schafberg und am Rotenkasten bis tief in die Pochten herunterliegt oder gar noch die Weide bis an die Hütte heran überzuckert hat, da wäre auch das Weibervolk froh, wenn ein ausgiebiger Wald in der Nähe stünde, und es herzhafter Scheiter ins Feuer legen könnte, wann die kalte Schneeluft durch die Ritzen des Gadens bis in die Küche hereindringt.